

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 18

Artikel: Der Eiffelturm
Autor: Naumann, Fr.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Eiffelturm

Von Fr. Naumann

Niemand kann den Eiffelturm bei einer Auf-
fahrt kennen lernen, so wenig, wie man die Tie-
fen einer Wagner'schen Oper an einem Abend
ausschöpft; aber der Turm ist es wert, daß man
ihm so viel Zeit widmet wie irgend möglich. Er
ist das Kunstwerk, für das wir am wenigsten
vorbereitet sind und dessen Geheimnisse in kei-
nem Lehrbuch vom Schönen stehen. Es kann
sein, daß er in der ersten Stunde trocken und
nüchtern zu sein scheint, eine Aussichtsfabrik
ohne Naturleben. Das Rollen der Räder, das
Gleiten der Drahtseile, das grau und gelb
lackierte Eisen stören den Träumer, der lieber
im Gras auf dem Rigi liegen, lieber am Sand-
stein zwischen den blanken Zacken des Kölner
Domes lehnen möchte, als hier zwischen einem
schmazenden Allerweltpublikum auf zementier-
ter Eisenfläche zu promenieren. Aber das alles
vergeht, wenn es der Sonne gefällt, sich über
Paris zu legen, die Kuppel der Jesuitenmoschee
auf dem Montmartre wie blendendes Linnen zu
machen, alle Winkel, Wände, Gassen, Erker der
ganzen Stadt zu beleben, sich in der Seine zu
spiegeln, in tausend kleinen Fenstern zu glänzen,
lange Schattenstreifen in den Straßen zu wer-
fen, den Triumphbogen anzulachen und mit der
Goldkuppel zu spielen, unter der Napoleons
Asche liegt — dann wächst das Bild zur stolzen
Pracht einer Aussicht allerersten Grades. Paris
läßt sich von oben herab in die Augen schauen,
dies Paris, in dem man einen Monat wandert,
ohne es in sich aufnehmen zu können. Hier ist
es ganz ein Sonntagskind voll glitzernder Per-
len, ein Haufen von menschlicher Lebendigkeit,
ein Ameisenbau der Jahrhunderte, die Stadt
der höchsten romanischen Kultur.

Dieses Paris muß man sehen, still am Rande
der Brüstung stehen und sehen. Je länger man
sieht, desto geistiger wird es. Paris fängt an zu
reden, und du bist der Hörer.

Straße an Straße, Haus an Haus, lange Li-
nien gleichförmiger Fenster, Wohnplätze von
zahllosen Menschen. Wie ist das Menschenleben
so gleichförmig! Alle wohnen sie in diesen Stein-

wänden, um derentwillen alle Bergzüge der Um-
gegend beraubt werden. Einige haben ganze
Häuser, die meisten haben nur Stücke von dem
steinernen Meer, in die sie sich eine Zeitlang ver-
graben, von Steinklippe zu Steinklippe wech-
selnd, bis sie schließlich alle irgendwo hier unten
in irgend einem steinernen Quadrat aufhören
zu atmen und den Millionen zugezählt werden,
die in den Gräbern von Paris verschwinden.
Vom Montmartre bis Montrouge nichts als
Menschen, Menschen! Das ist unser Geschlecht,
das Geschlecht der modernen Stadtleute, die nicht
säen, nicht ernten, deren Acker die Straße ist,
und deren Gemeindefeld die Boulevards.

Ich saß einmal früher einen Abend ganz allein
auf dem Stanser Horn am Vierwaldstätter See
und blickte in die Schneefetten der Berner Hoch-
alpen. Je länger ich die Berge ansah, desto
ernster wurden sie. Der Abend löschte die kleinen
Lichter auf den Firnen aus und ließ nichts übrig
als die weißen Bergwände und den dämmernden
Untergrund des Himmels. In dieser Beleuch-
tung kann das Gebirge geradezu unheimlich
poetisch sein, melancholisch, eine besetzte Masse,
die nur das eine fragt: „Wer bist aber du?“
An solchen Abend im dämmerigen Gebirge er-
innert der Abend, der jetzt über der Rundfläche
von Paris sich niedersenkt. Wir auf der Höhe
haben noch Sonnenschein, aber die Menschheit
dort unten hat nur noch das gebrochene Licht
der einzeln schwebenden, leuchtenden Wolken.
Vor kurzem noch war ganz Paris geradezu ver-
klärt, purpurn begossen, unerhört bunt in aller
seiner Größe, Farben des glühenden Herbstwal-
des auf allen grauen Kalkgeländen. Das grüne
Kupferdach der Madeleinekirche war wie sma-
ragdene Emaille auf Perlmuttergrunde, die
Große Oper hob sich brennend heraus, die Notre-
damekirche streckte ihre zwei unvollkommenen
Türme in den sanften Purpur hinein, der vom
Louvre an die Seine bis hinter den Bahnhof
von Lyon begleitete. Man kann es nicht erzäh-
len, was solche Augenblicke alles bieten. Das
Unerzählbare ist die Unendlichkeit der Flächen,

die um einen letzten Kuß der Sonne baten. Was weiß ich, was in diesen Minuten das Schönste war? Vielleicht gefällt es dem Auge, eine beliebige beleuchtete Kaserne für goldener zu halten als alles andere. Das war das Alpenglühn der Riesenstadt. Nun aber ist es vorbei, die Türme der Kirchen sind in die Häusermassen hineingesunken, bleierner Dunst kommt von Osten her gezogen und verschleiert Stück für Stück der Waldstriche, Hügel, Straßen und Brücken des Ostens. Der Fluß wird grau und blaß, und selbst die Kirche drüben auf dem Montmartre hört auf zu leuchten. Die Farben werden kalt, wie dunkle Wolle liegen Parks und

Baumreihen zwischen den bleichen Häusergevierten. Boulogne versinkt, die Eisenbahnbrücke nach Versailles verschwindet, und unten, zu Füßen, beginnen die Lampen. Dies alles und noch vieles mehr macht einen tiefen, fast schwermütigen Eindruck. Es ist, als ob die Berge ringsherum wie Mauern ständen und sich in einer Sprache unterhielten, die ich nicht verstehe, als ob die Häuser alle, die hunderttausend Häuser, noch etwas sagen wollten, es aber nicht könnten. Eine Tageslast der Weltstadt ist zu Ende. Diesen Abend zu sehen ist aber das Größte, was in Paris zu sehen ist.

Der Lindenweig

Olga Brand

Er winkt,
er grüsst mit junger Seide,
er atmet Zuversicht und Licht
in seines Tages Glanzgeschmeide,
das liebend seine Hand umflieht.

Ein Mensch
steht vor ihm, noch vom Munde
der kühlen Schatten krankgeküsst.
Noch klafft die starre Winterwunde,
der Kelch der Nacht blieb unversüsst ...

Er winkt,
der Knospenzweig der Linde:
Komm, rühre mich nur leise an!
Und fühl, wie aus zerschnittner Rinde
Das Leben auferstehen kann!

Der Zuschauer

Von Lisbet Dill

Er saß in der Ecke der ersten Reihe auf der Tribüne, die aus rauhen Lannen gezimmert, sich hell von dem gelben Sand des Rennplatzes abhob und schaute mit sonderbar leeren Augen auf dieses bunte Gewühl von Equipagen, Reitern und Fußgängern, welches zwischen Rennbahn und Tribüne hin- und herwogte.

Auf der Estrade schmettert die Kapelle einen Festmarsch, dessen Klänge der Wind nach einer entlegenen Richtung trug. Einige Reiter tummelten sich bereits hinter den Markierstangen auf dem Rasen, während die Trainer ihre Pferde feelenruhig, in warme Decken eingehüllt,

vor dem Wiegehäuschen auf- und abführten, vor dessen offener Lüre sich die Reiter begrüßten. Das Kinn in die schmale, magere Hand gestützt, schaute der junge Mann geradeaus nach dem Wiegehäuschen, durch dessen offene Lüre man einen Jockei auf der Waage sitzen sah, der das Sattelzeug auf dem Schoße hielt. Vor der Tür hielt ein Trainer mit einem trockenen, greisenhaften Gesicht, eine Stute, deren Wiehern von Zeit zu Zeit über den sonnenüberfluteten Platz schallte wie Frauenlachen.

Niemand kannte ihn und er schien niemand zu kennen, noch zu suchen, es schien ihn niemand